

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

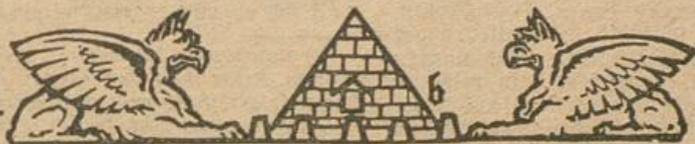
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

2.8.1931 (No. 31)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 31



2. Aug. 1931

Gustav Rommel / „Mich wundert, daß kein Geld im Land ist!“

„Mich wundert, daß kein Geld im Land ist!“ Dies ist nicht der originale, sorgenvolle Ausdruck eines heutigen Zeitgenossen, der sich über den schlechten Stand der staatlichen und privaten Kassen Gedanken macht, sondern es ist eine recht „alte Sache“, nur zeitgemäß aufgefrischt und betrachtet. Hier kann kaum ein „Farbenfremd“ entstehen . . .

Als in den ersten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts die mächtige Bewegung, die den Namen „Reformation“ trägt, durch Deutschland ging, waren es die zahlreichen Flugschriften, die die Masse der Bevölkerung mit den Führerpersönlichkeiten, den Verhältnissen und den Ereignissen der Zeit bekannt machten, sie unterrichteten über die sozialen und religiösen Wünsche, über alles Für und Wider. Solche Schriften, meist kurz in der Form, in volkstümlicher Sprache geschrieben, satirisch, derb, leidenschaftlich, fanden eine große Verbreitung unter den Massen und hielten diese in Spannung. Es war eine Zeit der Gärung, man erwartete ein großes Ereignis.

Noch ehe der Bauernkrieg ausbrach, wies der wegen seines Anschlusses an Luther aus seinem Kloster ausgestoßene Franziskanermonch Johannes Eberlin von Gänzburg, der spätere Bertheimer Superintendent und Reformator, in einer satirischen Schrift auf die unglücklichen Verhältnisse der damaligen Zeit hin und übte damit einen besonders nachhaltigen Eindruck aus, nicht nur durch seinen scharfen Blick und sittlichen Ernst, sondern auch durch sein warmes, patriotisches Empfinden für Vaterland und Volk. Ein Beweis dafür ist, daß diese Schrift 40 Jahre darnach in einer zweiten Ausgabe (1565) erscheinen konnte. Schon der Titel der nun über 400 Jahre alten sehr seltenen Eberlinschen Druckschrift, als Gespräch dreier Landsfahrer verfaßt, erinnert an die Gleichheit der heutigen Verhältnisse mit jener Zeit, als lang unterdrückte Ideen elementar hervorbrachen und die Geister auseinanderplätzen ließen. „Mich wundert das kein gelt im land ist. Ein schimpflich doch unbededlich gesprech dreier landsfarer über vey gemelten tyttel. Lese das buchlin so wirdstu dich furohyn verwundern das ein pfennig ihm land bliben ist. 1524. (Joh. Eberlin.) Getruckt zu Cylemburg durch Jakob Stöckel.“

So lautet der vollständige Titel dieser Flugchrift, in der sich der Verfasser wundert, d. h. er wundert sich gar nicht, daß kein Geld im Lande ist. Liest man die Ergüsse seiner drei Landsfahrer über die Ursachen der schlechten Zeiten und die Beobachtungen von Leben, Handel und Wandel jener Tage, so kommt man zu dem Schluß: Wie damals, so auch heute! Heute nur noch raffinierter, weil die Menschheit sich ja im Lauf der Jahrhunderte „verfeinert“ und „vervollkommnet“ hat. Drum mutet vielleicht die Mahnschrift Eberlins den Menschen von heute etwas derb an, aber die Wahrhaftigkeit und das Zeitgemäße ist ihr nicht ab-

zusprechen, sei es, daß Eberlin seine Landsfahrer vom Krieg, vom Handel oder von ihrer Religion sprechen läßt.

Mit dem wackern Bertheimer Geißlichen vor 400 Jahren kann sich der Deutsche von heute wundern oder nicht verwundern, „daß kein Geld im Lande ist“. Es kommt aufs Gleiche heraus, man kann sich an die Brust schlagen, wenn man in der Schrift gewisse Abschnitte liest, die auch vor der Kritik der heutigen Politiker und Volkswirtschaftler bestehen können. Die ganze Schrift bietet in ihrem Inhalt viel Anregendes über das materielle Thema, über das sich auch in unseren Tagen niemand hinwegsetzen kann. Einige Sätze aus den Urteilen der Eberlinschen Gestalten seien hier ihrer Trefflichkeit halber herausgestellt.

Der erste Landsfahrer schiebt die Ursache der trostlosen Zeiten den Kriegen zu und sagt u. a.:

„Der landtkrieg gedent ich, und daß ich am Stedtkrieg anfahe, davon mein vatter oft jagt, hat er nit ein törllich ursach seines anfangs, aber große unkosten in rüstung, viel zerung der lyserung und unermesslichen schaden an leuthen und land genommen. Do man nun die setel geleret, das landt verwüestet, unnd die leuth gemort hat, machet man frid, und ließ einem yllischen sein leben lang beweinen den verlust seines gelts, ackers, wisen, hauß, fzealnd, glider des leibs etc.“

Dem zweiten Landsfahrer aber dünkt, daß das ganze Dauerelend mehr von den Kaufleuten herkomme. Er untersucht die sozialen Schäden gründlich und nimmt dabei das einheimische Handwerk und die Landwirtschaft in besonderem Schutz. Die Ausländerei im Handel und den Luxus verurteilt er scharf und spricht sich wie folgt aus:

„Der krieg thut uns merklichen und befindlichen schaden, davon wir reden und gedenken mögen, aber die kaufleut verledern uns so heimlich, daß wir mit lust und freuden unbededlich verderben, und also verderben, daß wir niemant dann uns selbst müssen die schuld geben. Ist nit unser verderbnis aus unser schuld? Sihe in unserm deutschen land haben wir leut genug zu allen nötigen hantwerken wolgeleret, wir haben alle nötigen materien, darzu wolle und flachs zu tuch, underzeug von geßheuten, von schafheuten etc. Wir haben eisen, gold, silber, kupfergruben, wein, corn, allerlei obs, wurzeln, vihe, vogel, fisch, kurz aller nötiger lustiger ding haben wir genug, und darzu leut, die uns das bereiten nach aller not und lust, also daß kein land der Christenheit uns gleich ist in disen stücken. Daran haben wir nit genug, wir lassen aus dem end der welt zu uns führen zu vil törlliche ungenante tücher, edelgestein, specerei, wein etc. und darzu hantwerkent, die allen list, wis, weis erdenken, wie sie das seltsam zu mutwillen zu richten, dodurch wir gereizt werden als die affen williglich unsern schweiß, arbeit, gut und

gelt auszuschütten. und wann wir nit mer haben auszugeben, seint aber gewon des geschlecks und der löstlichen ding, so fahen die menner alles übel an, stelen, morden, rauben, in krieg lausen, eigne weiber versehen, falsch zeugnis geben, den reichen schmeicheln, und den herren zu aller büberei helfen. mit solchen reizen durch löstliche ding werden junkfrauen geschendt, estraufen zu hulerin, lausen zu den paffen, zu reichen apten, thon was man will, darumb daß sie auch hübsch gollerlin, messerlin, schülkin, fetlin, heublin, ja mechlich¹⁾, lünicsh²⁾, seiden röt, mantel etc. haben, gute bislin essen, malwasser, reinsal³⁾ etc. trinken. also sagt man „paffen sol schmecken wol“. es will niemand mer erlich arbeit thon: man mag ee ein weissen raben bekommen dann einen fleißigen arbeiter. iedermann wil sich mit kramerei neren. seltsam ding für zu stellen, der leut augen und herz zu stelen und umb das gut bringen zu großem schaden der land. also werden wir arm, das gelt jengt man uns aus und führt das in frembde land, in die stet am see, am mer, do man die war nimbt, die selbigen werden reich und wir verderben. unsere altfordern haben auch freud und mut gehabt, und hat einer nit so vil kleider gehabt als iez einer umb ein baret oder wammes gibt, darzu machen wir nit nuße kleider, mer aber schedliche, mutwillige, und die kaufteut bringen formen darzu und meister zu kochen, zu machen, laden uns zu gast und zeigen iren pracht, vor zeiten einem grafen zu groß, tragen reizliche kleider, sie und ire weib und kinder, dann wöllen wir auch zierlich, hübsch, höflich sein und hinnach folgen. dann hebt sich der betler tanz. ein jüd und ein solcher kramer seint gleich nuß einem lant oder stat. sobald die kramer und kaufteut also überhand genommen, ist der adel verborben, die bürger in steten haben nicht, das lantvolck get betten. wer einmal anfacht löstlich zierlich scheinlich geberden, leßt ungeru wider ab, biß kein piennig mer do ist. dann seht man reichum für eer, werden die geschlecht vermendet, die edelsteut und die jaffernkramer. also seint aufkommen die schentlichen schedlichen zinssteuf, das subtil wuchern, damit unser lant umb geet zu merlichem schaden der seelen und des guts usw. . . .“

Der Landfahrer führt dann als Beispiel dieser angefochtenen Kaufleute noch besonders die „Buchtrucker, Buchfürer und

schreiber“ an, die aus Gewinnucht die schlechtesten Bücher verkaufen, und mahnt sie zur Besserung. Aber er sagt auch: „Ich lobe ein Trucker, der aufgelassne materien truct, wol corrigirt, mit hübschen litera auf gut papyr. Solich leuth haben lob und nuß darvon, als man wol vñ etlich Truckerherren findet hyn und her in land, wieviel yrer wenig ist.“

Der dritte Landfahrer schließlich sucht die Ursache der Zeitnöte und Verderbnis aller Länder darin, daß, wie er meint, „Gott und alle Heiligen Bettler geworden seien“, das soll heißen, die Kirche bettle den Leuten Geld und Gut ab. Dieser Landfahrer will dadurch seine religiösen Zweifel und seine Unzufriedenheit mit den damaligen kirchlichen Verhältnissen und Einrichtungen ausdrücken und seine Zuneigung zur Reformationsbewegung bekämpfen. Dann sagt er: „Unser Got ist nit recht, ist auch nit warlich der recht alt got, die Bibel ist elter dan unjers gotis buch, so ist auch der Biblisch got elter dan der unjer, so befind ich, daß der biblisch got der recht got ist, thut yederman guts und liebt das gut und die gerechtigkeit, darumb sag ich unjerm got ab, und ergibe mich an den biblischen got im namen Jesu Christi.“

So dachten Eberlins drei Landfahrer, Leute aus dem Volke vor 400 Jahren.

Würden sie heute anders sprechen über den Krieg, den Handel und Luxus, und geht nicht auch in unseren Tagen eine gewisse religiöse, gottsuchende Bewegung durch unser Volk? . . .

Das Gespräch der drei Landfahrer schließt also: „Niemand wolt sich ab uns ergern, wir begeren yderman dienstlich zu sein!“

¹⁾ Auf einem Eberlinschen Manuskript im Berthelmer Fürstl. Gemeinlich. Archiv steht das Motto: „Es ist schimvlich, das ain Teutischer Mann so gar nichts wisse von seiner Nation zu sagen und gedenken.“

²⁾ Gemeint ist hier der Krieg der Nürnbergler mit dem Markgrafen Albrecht Achilles v. Ansbach 1440/50 usw.

³⁾ von Meckeln.

⁴⁾ von London. Lund = deutscher Name für London.

⁵⁾ D. i. Wein aus Abäten.

Wilhelm Zähringer † / Auf der Festung Kislau

Die Burschenschaftler Gekner und Schwörer.

L

Wenn wir von Staatsgefängnissen wie etwa Spandau oder Hohenasperg hören, dann wendet sich unsere Aufmerksamkeit alsbald vielmehr den Persönlichkeiten und ihren Schicksalen, als dem Orte selber zu. Meist sind es die besten Männer ihrer Zeit, die aus schwärmerischem Idealismus Gut und Blut gewagt hatten, um ihrem Volke und dem Vaterlande zu dienen, aber als Vorläufer der Zukunft nicht verstanden wurden und so als Opfer für kommenden Fortschritt in politischen und menschlichen Angelegenheiten leiden mußten.

Weniger bekannt ist heute das ehemalige badische Staatsgefängnis Kislau, unweit der Station Mingolsheim an der Bahnlinie Heidelberg—Bruchsal, einst im Mittelalter eine stark besetzte Wasserburg, im 18. Jahrhundert der reisende Sommeraufenthalt der Fürstbischöfe von Speyer—Bruchsal. Noch weniger, daß hier 19 von 68 Mitgliedern der Freiburger Burschenschaft für jugendlich-schwärmerische Ideale litten. Zu ihnen geählte sich merkwürdigerweise ein Bürger der freien Schweiz. Und das kam so:

I. Heinrich Gekner.

Heinrich Gekner war im Jahre 1798 als der Sohn des Buchhändlers Heinrich Gekner in Zürich, also auch als Enkel des schweizerischen Dichters Salomon Gekner, und des bekannten deutschen Dichters Wieland, geboren, dessen Tochter Charlotte Luise sich mit dem Buchhändler Heinrich Gekner, dem Sohne Salomons, vermählt hatte. Er ist weithin bekannt geworden, seit 1801 in seinem Verlage das aufsehenerregende Buch Pestalozzis „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ und 1802/03 von Heinrich von Kleist das Trauerspiel „Die Familie Schroffenstein“ erschien. Nach seinem frühen Tode 1813 standen die Söhne Heinrich und Eduard unter dem Einfluß des Oheims Ludwig Wieland — „ein revolutionäres Köpfschen, autoritätslos, aber auch ohne Halt in sich selbst“ — der die Aufmerksamkeit der Reffen für die staatliche Entwicklung Deutschlands weckte.

Es war eine kritische Zeit, wie Felix Stähelin bemerkt in seinem größeren Aufsatz „Demagogische Umtriebe zweier Enkel Gekners“. Revolutionärer Sturm und Drang ging damals durch die Lande. In Spanien, Portugal, Italien, bald auch in Griechenland erwachten die geknechteten Völker und schickten sich an, die Ketten der Sklaverei zu brechen. Ein weltumspannender Liberalismus fühlte sich mit diesen Bewegungen verbunden und tat sein Möglichstes, um denen, die für ihre Freiheit kämpften,

Unterstützung zu leisten. Demgegenüber waren die Machthaber der heiligen Allianz aufs eifrigste bemüht, überall „das Bestehende zu erhalten“.

Auch in Deutschland suchte man das patriotisch-revolutionäre Feuer, das im Befreiungskriege gegen Napoleon so mächtig emporgeleuchtet war, von oben herab planmäßig wieder zu ersticken. Die allgemeine deutsche Burschenschaft und die Turnerei, diese edelsten Erzeugnisse des Geistes von 1813, wurden argwöhnisch beobachtet und seit der Ermordung Koblenzes (1819) geradezu verboten. Demagogensucht und Demagogieverfolgung hielten Regierungen wie Untertanen in Atem.

Im Jahre 1820 begann Heinrich Gekner in Zürich das Studium der Theologie. Der jüngere Bruder Eduard übernahm die väterliche Buchhandlung und Buchdruckerei zum „Schwanen“ in Zürich. Dieses Haus übte nun eine großartige Gastfreundschaft für flüchtige und durchreisende Freiheitsfreunde aus Deutschland. U. a. kam das ehemalige Haupt der Geknerer „Schwarzen“ oder „Unbedingten“, der gewesene Geknerer und Jenaer Privatdozent Dr. Karl Follen, der auch in Heidelberg eine bedeutende Rolle gespielt hatte, „ein dämonischer Mensch, in dem die Krankheit der Zeit ihren schärfsten Ausdruck gefunden hat“, der dann 1820 im Herbst als Professor der Geschichte in der Kantonschule zu Chur angestellt wurde.

Es erschien Adolf von Sprewitz aus Rostock, eines der angesehensten Mitglieder der Jenaer Burschenschaft. In Chur forderte Karl Follen und zwei andere Gesinnungsgenossen ihn auf, unter den deutschen Studenten einen politischen Geheimbund, den „Jünglingsbund“, zu stiften. Die neun Artikel wurden durchberaten und von Sprewitz wurde eidlich verpflichtet. Der erste Artikel lautete:

„Zweck des Bundes sei der Umsturz der bestehenden Verfassungen, um einen Zustand herbeizuführen, worin das Volk durch selbstgewählte Vertreter sich eine Verfassung geben könne.“ Jedes Mitglied sollte einen Eid schwören, von den Geheimnissen der Verbindung nichts zu verraten. Der letzte Artikel lautete: „Der Verräter treffe der Tod“. Doch der dritte enthielt die sehr dehnbare Forderung: Die Jünglinge geloben, den Befehlen der

Als H. Gekner im Frühjahr 1822 nach Jena kam, um an Stelle von Theologie Rechtswissenschaft zu studieren, schloß er sich sofort der Burschenschaft an, in der er Genossen des Geheimen Bundes antraf. Die Gerichtsakten werfen ihm vor, daß er dort neue Mitglieder aufgenommen, der Aufnahme anderer bei-

Oberer des Bundes so lange zu gehorchen, als deren Befehle mit ihrer, der Jünglinge, Ueberzeugung übereinstimmen.

Als von Sprewiz aus Chur nach Zürich zurückkam, verpflichtete er Heinrich Gekner in Gegenwart seines Bruders durch „Handschlag der Treue“ für den Geheimbund. Das bestimmte dann Heinrich, das Studium der Theologie aufzugeben. Im selben Sommer (1821) kam auch der Burschenschaftler Arnold Ruge in das gastliche Gekner'sche Haus. Ebenso fand hier der ältere Bruder des erwähnten Juristen Karl Follen, der Dichter erhalten hatte, mit Bewilligung der Polizei etwa ein Vierteljahr lang Verpflegung und sicheres Obdach. Man hatte hier Mitleid mit den Männern, die in Deutschland wegen ihrer Freiheitsliebe verfolgt wurden, so wie diese in der Schweiz Verständnis und Unterstützung für ihre Bestrebungen suchten.

Bezeichnend für die Auffassung der Schweizer ist, daß der „Jünglinge Verein“ von Studenten aus Zürich und Bern seinen Landsleuten an deutschen Universitäten den Beitritt zu Korps und Landsmannschaften untersagte, dagegen die deutsche Burschenschaft empfahl, die „auf eine sittliche Grundlage, Wissenschaftlichkeit und Vaterlandsliebe baue“. Die beiden Verbindungen, „Jünglinge Verein“ in der Schweiz und Burschenschaft in Deutschland, waren Erzeugnisse des gleichen Geistes; beiden gemeinsam war die reine Liebe zum Gesamtvaterland, der Gegensatz zum verkümmerten Saus- und Raufkomment, die ideale Auffassung des Studentenlebens überhaupt. Die Pflege des Turnens und des vaterländischen Gesanges stand hier so hoch in Ehren wie dort. gewohnt, Beiträge bezahlte und sich an der Wahl von Abgeordneten zu Bundesversammlungen beteiligte. Der schon genannte Arnold Ruge zählte auch hier wieder zu seinen Freunden.

Aber schon im Herbst begannen Zweifel unter den Mitgliedern aufzutreten, ob hinter dem Jünglingsbund auch tatsächlich ein Männerbund innerhalb des Geheimen Bundes stehe. Den Anträgen gegenüber, die Auflösung zu vollziehen, kam Gekner hinsichtlich seiner Freunde in der Schweiz, namentlich des unheimlichen Karl Follen, in peinliche Verlegenheit. Jedenfalls hat er während des folgenden, halbjährigen Aufenthaltes in Göttingen politisch sich nicht betätigt.

Im Herbst 1823 zieht er in Heidelberg ein, tritt mit Arnold Ruge der Burschenschaft bei, liegt aber sonst fleißig seinen rechtswissenschaftlichen Studien ob. Eine Aufforderung Karl Follens in Basel, den Bund strenger zusammenzufassen und „mit dem Dolche in der Hand zur Tat zu schreiten“, wird von den Heidelberger Genossen abgelehnt. Schon im folgenden Frühjahr bricht der Jünglingsbund auseinander, als die Mainzer Zentraluntersuchungskommission gegen geheime Verbindungen und demagogische Umtriebe zu arbeiten beginnt.

Am 20. März 1824 wird Gekner in Heidelberg verhaftet. Auf Antrag Preußens liefert ihn Baden aus, und er schmachtete dann in Berlin in einem unerhörten elenden, schauerlich furchtlichen, von Wanzen wimmelnden Kerkerloche. Dann verbrachte er acht Wochen in einer besseren Haft zu Kopenhagen, bis er wieder in den akademischen Karzer in Heidelberg zurückkehrte. Trotz der Beschwerde der Universität überführte man ihn am 11. Oktober in die Festung Kislau, die „den Erfordernissen eines sicheren und anständigen, der Ehre wie der Gesundheit unmaßgeblichen Verhaftes in jeder Rücksicht entspreche; die Natur der Sache rechtfertige es, daß Gekner dort isoliert gehalten und ihm die Bewegung in freier Luft nur unter Aufsicht gestattet werde.“

Als Verteidiger wählte Gekner den Geheimrat Prof. Karl Zachariae in Heidelberg, der einst mit seinem Vater befreundet und dann sein eigener Lehrer gewesen war. Aber dessen Verteidigungsschrift verrät eine ängstlich-vorsichtige, fast reaktionär politische Haltung. Das Urteil wurde am 17. Mai 1825 gefällt: eine fünfjährige Gefängnisstrafe, zu erstehen in dem Arbeitshause zu Bruchsal.

Die Verkündung des Spruches des Mannheimer Hofgerichts wurde um vier Monate hinausgeschoben, bis die Ent-

scheidung des Freiburger Hofgerichts gegen Ignaz Schwörer wegen ähnlicher Vergehen bekannt wurde. Sie fiel bedeutend milder aus, und so ließ man jetzt auch in Mannheim für Gekner u. a. die Milderungsgründe gelten, daß er beim Eintritt in die Verbindung noch nicht volljährig gewesen sei und nach schweizerischer Auffassung die Strafbarkeit seiner Handlungen habe weniger einsehen und beachten können. Also verkündete man Gekner endlich am 26. September, daß die ausgesprochene Strafe auf 4½ Jahre herabgesetzt und in die mildere Form der Festungshaft umgewandelt sei.

Heinrich Gekner nahm die Strafe ohne Einspruch an und begann alsbald, sie in Kislau gemeinsam mit Schwörer abzuhäuten.

II. Ignaz Schwörer.

Ignaz Schwörer war in Freiburg i. Br. als Sohn des Joseph Schwörer, Eigentümer des Kaffeehauses zum „Kopf“, am 30. Juli 1800 geboren. Die Mutter hatte aus erster Ehe mit dem Physikus Beck in Gengenbach einen Sohn, der als Hofrat Dr. Beck auf die Entwicklung und wissenschaftliche Ausbildung des jüngeren Stiefbruders einen außerordentlich wohlthätigen Einfluß ausübte, wie dieser selbst ausdrücklich hervorhebt. Er zeigte schon in jungen Jahren großes Talent, Fleiß, auch Heiterkeit des Geistes, die nicht selten zu lustigen und abenteuerlichen Streichen führte, Vorliebe für alles, was Kraft, Mut und Ausdauer erforderte, ja selbst mit Gefahr verbunden war. Schon im Oktober 1821 legte er die Staatsprüfung für innere Heilkunde ab und erhielt im folgenden Jahr die Doktorwürde.

Gehen wir etwas zurück so lernen wir Schwörer um Ostern 1821 als Burschenschaftler kennen, da der oben erwähnte v. Sprewiz auf seiner Rückreise aus der Schweiz in Freiburg i. Br. ihn mit Karl v. Feuerbach, dem Sohne des berühmten Rechtslehrers, in den „Geheimen Bund“ oder „Jünglingsbund“ aufnahm. Nachdem Schwörer, wie oben erwähnt, sein medizinisches Dokorexamen abgelegt hatte, begab er sich zwei Jahre auf wissenschaftliche Reisen nach Wien, Berlin, Lund und Kopenhagen, die er als rüstiger Mann meist zu Fuß zurücklegte. In der später gegen ihn erhobenen Anklage wird als verdächtig hervorgehoben, daß er auf seiner Reise beinahe alle deutschen Universitäten besucht habe, während andererseits seine Verteidigung ausführt, daß „selbst seine Reisen über Prag, Dresden, Berlin, Straßburg, Kopenhagen, Göttingen und Halle keine Daten liefern, die auf Förderung der Absicht des Bundes hinweisen.“

Kaum zurückgekehrt, wird Schwörer am 30. März 1824 in Freiburg wegen „Teilnahme an hochverräterischen Verbindungen“ in Untersuchung genommen. Er bekannte, daß er mit Handschlag und Ehrenwort in den Geheimen Bund eingetreten sei. Allein es sei bei diesem Versprechen lediglich geblieben. Er habe kein weiteres Mitglied gewonnen, keine Beiträge geleistet, keiner Versammlung beigewohnt, sich nicht, wie andere, in Waffen geübt, nicht einmal deshalb einen Briefwechsel unterhalten.

Vergeblich wies der Kurator der Universität, Hofrat Duttlinger, darauf hin, daß diese Angaben in keiner Weise widerlegt seien. Der Untersuchungsarrest dauerte 15 Monate, anfangs in einem elenden Kerker des Stadtturmes, dann zwar im elterlichen Hause — wie die Mutter Witwe Schwörer in ihrem Gnaden Gesuche vom 30. Jan. 1826 ausführt — aber unter den drückendsten Formen einer ebenso lästigen wie kostspieligen Polizeiwache und endlich zuletzt auf der militärischen Hauptwache. Dadurch wurde die Strafe weitaus drückender als eine Festungstrafe. Die Auslage für den Polizeisoldaten belief sich auf 125 Gulden. Eine längere Fortdauer der Gefangenschaft lasse eine bleibende Störung der Gesundheit, ja den Tod fürchten. Unter den namenlosen Qualereien, die der Frau die Untersuchung bereitete, erwähnt sie besonders die eine: Tag und Nacht den Anblick und die unerfreuliche Gesellschaft eines Polizeisoldaten ertragen zu müssen.

Anne Fath-Kaiser / Der Beckensepp / Skizze

Sein Gesicht erinnerte an einen schlechtausgewellten, rotbraunen Ringertortenteig, in dem eine schaffensfrohe Kinderhand herumgewirtschaftet und Nase, Mund und Augen geformt hat. Wenn man ihn von Ferne, etwa auf einem Feldweg, daherkommen sah, machte er den Eindruck eines kurzen, dicken Baumstumpfes, der breit und fest in der Erde verankert liegt. Und dieses Bild täuschte auch im übertragenen Sinne nicht, denn der Beckensepp war der mütterlichen Natur gut und stark verknüpft, gehörte er doch dem erdnahen aller Gewerbe, dem Bäckerhandwerk, an, trug er doch auf seinem Rücken tagaus tagein einen Ehratten voll knuspriger Weißbrote, die er für seinen Bruder, den Bäckermeister, verkaufen mußte.

Es lag kein besonderes Bedürfnis nach den Zehn- und Zwanzigpfennigbrotten des Beckensepps vor, sie zeichneten sich

weder durch besondere Größe noch Güte gegenüber den Erzeugnissen der übrigen Bäckereien der kleinen Landstadt aus, aber es hatte sich nach und nach die gutmütige Sitte eingebürgert, dem Beckensepp ein Laiblein abzunehmen. Er mußte so mitleidserregend asthmatisch schnaufen, wenn er die Stiegen erkletterte, stets kam er ganz erschöpft oben an und plumpste wie ein Klob auf den erstbesten Stuhl, der zu erreichen war. Seinen Korb nahm er nicht vom Rücken, das wäre eine allzu große Anstrengung geworden. Die Käuferin hob einfach das rotweiß gewürfelte Tischtuch, das die Brots bedeckte und suchte sich ein Laiblein aus. Darauf folgte die unbeschreiblich umständliche Zeremonie der Geldübernahme. Der Beckensepp nahm mit der Rechten die Münze in Empfang, legte sie sorgfältig in die Linke

und versenkte die wieder freigewordene Hand langsam in die hintere Hosentasche. Mit Ziehen und Zerrn, mit Stöhnen und Schnauben gelangte endlich der Geldbeutel ans Tageslicht. Aber nicht etwa ein solch communes Chapeportemonnaie, wie es schon jeder Rognasenhub zwischen Bindfadenden und Klidern in der verdrehten Hosentasche trägt, sondern ein richtiger, großer, rothfarbiger Lederbeutel, durch dessen Backenrand eine dicke Schnur lief. Diese aufzuknoten, den Beutel auseinanderzuziehen, erforderte ein Uebermaß von Uebung und Geduld. Aber dann lag auch auf dem großen Lederteller ein klirrender Haufen Kupfer- und Nickelstücke, dem die neue Münze achtsam und andächtig beigelegt wurde. Und jetzt wickelte sich die Zeremonie mit unverminderter Umständlichkeit rückwärts ab. Man sah junge Hausfrau, die glaubte aus Höflichkeit oder Mißtrauen dabei stehen bleiben zu müssen, knirschte heimlich vor Zorn und Ungeduld, bis der Weckensepp endlich mühsam Zoll um Zoll von seinem Stuhl in die Höhe wuchs, und sie dankte Gott, daß der langsame Alte kein Gardemaß besaß. Mit gutmütig brummendem „Vergeltsgott!“ verabschiedete er sich dann und nahm seinen Weg fliegenabwärts. Das ging nun freilich leichter als das Heraufklettern und der Atem wurde sogar für ein Lied verfügbar. Erst summt er nur, bald aber schallte sein fettiger Bass straßenweit mit einer strophenden Stimmkraft und Lebensfülle, die in erstaunlichem Gegensatz zu der Ungehalt des Sängers stand. „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht. Pflücket die Rose, eh' sie verblüht!“ Er sang auch: „Guter Mond, du gehst so stille“ und „Lang, lang ist's her“, aber „Freut euch des Lebens“ blieb sein Leib- und Magenlied. Es war zwar schwer zu begreifen, daß er, der wie ein rechtes Stiefkind des Lebens ausjah, so großen Hang zur Freude und zum Rosenpflücken haben sollte, aber vielleicht war das Lied, das mit einem grimmigen Ungestrüm herausgeschleudert wurde, gar kein Bekenntnis, gar kein Programm, sondern einfach eine Ankündigung. Denn wehe, wenn eine gedankenlose Hausfrau, die nun einmal keinen Zwanzigerstollen, ja nicht einmal einen Zehnerwecken brauchen konnte, dem Weckensepp, ehe er den Fuß auf die Treppe gesetzt hatte, abzuwinken vergaß. Den asthmatischen Alten umsonst die Stiegen erklimmen zu lassen, war eine Herzlosigkeit, die der Gebräute mit einem Wogenschwall von Flüchen und Verwünschungen strafe, deren Dornheit nichts zu wünschen übrig ließ, zumeist freilich in seinem Schnurrbartgestrüpp verbrummelte. Dann hörte man noch ein paar Häuser weit nur sein bösarlig gereiztes Schimpfen, bis er endlich die gute Laune zum Singen wiedergewann. Wenn der Sepp beinahe den geschlagenen Tag brachte, um den Inhalt seines Rückentorbes an die Frau zu bringen, so lag die Ursache nur in seiner umständlichen Geschäftsführung, durchaus nicht etwa an einer besonderen Geschwätzigkeit des Alten. Wo junge, hübsche Haustöchter oder Dienstmädchen in seinen Brotkorb griffen, probierte er freilich gerne eine galante Unterhaltung, leider meist ohne viel Gegenliebe zu finden. Nur bei den Schwestern Mäglein, die in einer großen Erdgeschößtude ihr stinkes Nadelhandwerk trieben, von denen stets wenigstens eine ihr frisches Gesichtchen ins offene Fenster schob, um das bewegte Leben der Straße ein wenig in ihr quirliges Mädchenstübchen zu ziehen, da fand sogar der Weckensepp, dieser menschliche Weidenknorzen, freundliche Ansprache. Da stand er denn oft seine gute halbe Stunde lang am Fenster, machte der zierlichen Pünc verliebte Augen, sagte der Lore altfränkische Artigkeiten über ihre schwarzen Augen und unterhielt sich mit der ernstesten Pene sachverständig über die neuesten Modetorheiten und über den unbegreiflichen Firtlesanz, den ein junges Mädchen sich um den Leib hängen mußte, um elegant zu erscheinen. Und es tat seinem Vergnügen gar keinen Abbruch, daß die Umwohner und die Leute auf der Straße über den verliebten Hansnarren weidlich lachten und die drei leichtfertigen Näherinnen ja eigentlich auch nur ihren Spaß mit ihm trieben.

Sin und wieder freilich blieb das Fenster geschlossen und dicht verhängt. Es fand dann gerade eine Anprobe statt, und der Weckensepp schlich langsam vorbei, schielte sehnsüchtig hinüber und haderte mit dem Schicksal, das ihm gerade in den interessantesten Augenblicken das Fenster vor der Nase zuschlug.

Eines Tages befand sich wieder eine Kundin bei den Schneiderinnen; da es sich jedoch erst um eine Bestellung, nicht um eine Anprobe handelte, war das Himmelsfenster für den gelüftigen Mädeltschmecker nicht verschlossen. Die Gastin war ein blutjunges Bauernmädchen aus einem nachbarlichen Bergdorf. Die Lebenslust sprühte dem frischen Ding zu jeder Pore heraus, sein Mund war eine rote Glode, die in ewigem Festtagsgelächter schwang. Der Weckensepp vergaß sich denn auch stracks in das weiß-rot-goldene Mädellein und fing an, es mit seinen anzüglichen Redereien und Komplimenten zu bombardieren. Das lustige Ding besah sich aus jeden Schelmenaugen den neuen Beresher von allen Seiten; der Spaß gestiel ihr, ihre Lachlocke jubelte lauter, sie ging mit mündfertiger Geläufigkeit auf seine klüglichen Redereien ein und meinte schließlich bedauernd: „'s ist doch schad, daß ihr mit euren Wecken nicht auch in unser Dorf kommt. Ich würde euch jeden Tag einen Zwanzigerstollen abnehmen, ihr seid so unterhaltlich und nett!“

Nun lag das Heimatdorf des Mädchens zwar eine gute Stunde weit auf einem Bergfattel, aber was schadet der lange, beschwerlich ansteigende Weg, wenn die Liebe den Wandersteden führt? Der Weckensepp beteuerte sofort enthusiastisch, daß er von jetzt an getreulich jeden Tag vorsprechen werde. Dem Mädchen wurde nun doch ein wenig bang vor dem unerwarteten Erfolg seiner Einladung. Ihre Gutmütigkeit sah sich den Schlagflußkandidaten an, dachte an den beschwerlichen Weg und versuchte abzulenken. „Eigentlich darf ich euch nicht raten zu kommen. Wißt ihr, einen Schas hab' ich noch nicht, aber da sind einige Burtschen, die es gern werden möchten. Die könnten eifersüchtig auf euch werden und ihren Zorn an euch auslassen. So Burtschen hauen gleich tüchtig mit den Fäusten drein.“

Ah, was mußte das Mädel von den unverbrauchten Lebensjäten in dem kloßigen Sepp. Es überrieselte ihn heiß, doch nicht vor Angst, sondern vor Entzücken, daß wirklich und wahrhaftig junge Bauernburtschen auf ihn eifersüchtig werden sollten. „Ich komm“, sagte er in dumpfem Bass, und das war wie ein Schwur.

Wirklich stapfte er nun täglich, wenn sein Gang durch das Städtchen erledigt war und nur noch ein paar einsame Laible sich im Grund des Korbes langweilten, die Bergstraße aufwärts. Er mußte zwar unzählige Male stehen bleiben und seinen Korb auf einen Randstein stützen, aber die Sommerabende dehnten sich ja endlos in die hellen Nächte hinein, da konnte er sich Zeit lassen. Der Heimweg ging um so leichter, fröhlicher von Statten, nachdem er sein Halbstündchen, es konnte auch gern ein Stündchen sein, in der geräumigen Bauernküche mit der lustigen Lisbeth, ihren Freundinnen und Wägden verplaudert und verkerzt hatte. So viel lachfrohe Weiblichkeit hatte der Weckensepp noch nie um sich gehabt, er fühlte sich recht als Hahn im Korb. Auch fehlte es nie an einem Stumpen Christwasser oder einem Schoppen Most, kein Wunder, daß der Sepp sich mächtig wohlfühlte, sich wie ein Trutzhahn aufplusterte und ungehobten Mut in sich blühen ließ. Schon ein paarmal hatte er einen Stupangriff auf Lisbeths Lachmund unternommen, seinen bisherigen Mißerfolg schob er nur geschämiger Mädchenabwehr und nicht grundsätzlicher Abgeneigtheit zu und gedachte schon noch ans süße Ziel zu kommen.

Aber das löse Mädchen fand, daß der lustige Spaß beginne, den Schimmelanah der Langweile zu zeigen und es beschloß, die Komödie mit einer rechten Haupt- und Staatsaktion zu beenden.

Und so übersielen denn eines Abends mitten im Dorf sechs stramme Bauernburtschen den glück- und moßfelig heimkehrenden Liebhaber. Erst bewarfen sie ihn außer mit den ehrenrührigsten Schimpfworten mit faulen Nespeln und Eiern, mit Kuhfladen und Pferdeäpfeln, und als sie ihn damit recht appetitlich hergerichtet hatten, bläuten sie ihn künftgerecht durch vom schadenfrohen Gallo aus allen Türen und Fenstern begleitet.

Der Weckensepp hatte es erst mit der Flucht versucht, aber seine kurzen Beine und sein noch kürzerer Atem gaben das Rennen bald verloren. Jetzt verteidigte er sich heldenhaft mit Fäusten und Füßen, doch die Kräfteverhältnisse auf beiden Seiten waren allzu ungleich. Im Kampfe gegen ein Halbdubend Gegner zu unterliegen, ist keine Schande, das jagte sich auch der Weckensepp und ertrug die Prüffe und Schläge leichter im Bewußtsein, sie als Märtyrer der Liebe zu empfangen. Zwischen Schmerz, Mut und Beschämung stieg in ihm das starke Bewußtsein auf, daß seine Leiden unbedingt eine zärtliche Genugthuung beanspruchen durften. Doch ehe der Balsam dieser Hoffnung so recht heilsam über seinen zerichundenen Leib ausstrahlen konnte, erblickte er, o schauervoller Verrat, das Mädchen, um dessen willen er all dies erlitt, vor ihrer Haustüre stehend und lachend, lachend, daß ihr die Tränen wie Silberkugeln über die Waden liefen, daß sie sich die Seiten halten und sich krümmen mußte in zerreißendem Uebermut.

Statt helfend, schlichtend, rächend herbeizueilen und sich schützend vor den Feind zu stellen, lachte sie ihn aus, belustigte sich an seiner Niederlage. Zu allem Ueberflus schleppten ihn die Burtschen jetzt noch vor das Mädchen hin und legten ihn, verbeult, verschmutzt, blutverkrustet, der Schönen vor die Füße: „Da hast du deinen schönen Galan!“ Und vor Lachen schreiend bat sie: „Laßt ihn laufen, den Storzen, der wird jetzt für eine Weile genug haben.“

Das hatte er freilich. Drei Tage lang lag er im Bett und fühlte seinen buntfleckigen Körper. Am liebsten wäre er überhaupt nicht mehr aufgestanden, aber das tägliche Brot mußte verdient werden. So schlich er denn mit seinem Schratzen trübselig, brummend und schimpfend durch die Straßen, erschreckte die Käuferinnen mit seiner härbeißigen Miene, strafe jedes Scherzwort, das ihm etwa zufliegen wollte, mit geschäftigen, bösarigen Augenblitzen und machte vor allem einen weiten Bogen um die Nähstube der Schwestern Mäglein.

Das dauerte ein paar Monate lang, dann kam ihm unversehens wieder die Liebmelodie: „Freut euch des Lebens“ auf die Lippen. Erst piff er nur, dann sang er schallend und erlöst. Und ein paar Tage später stand er auch wieder vor dem offenen Nähstubenfenster, das alte junge Herz weit und frei für neues Erlebnis und neue Enttäuschung.